
Von neuen Büchern

Peter P. Klassen, Frauenschicksale. Mennonitische Frauen auf der Wanderung, Flucht und Ansiedlung, Sonnentau Verlag, Uchte 2004, 279 S., Abb., kart.

Vielleicht etwas ungewöhnlich, aber diese Buchbesprechung beginnt mit einem Gedicht. Es führt mitten hinein in eine Welt des Terrors, die vielen rußlanddeutschen Mennoniten zum Verhängnis wurde und die Überlebenden dazu brachte, ihre Heimat zu verlassen:

Im Gefängnis

*Wie gehen die Tage so langsam und schwer,
Mein Gott, wenn ich Dich nicht hätte!
Es ist hier so traurig, so öde und leer
An dieser grausigen Stätte.*

*Verschlossen ist die eiserne Tür,
Das Fenster ist hoch und vergittert,
Es dringt keine Sonne herein zu mir,
Das Herz mir vor Angst erzittert.*

*Zurück in die Heimat geht immer mein Blick:
Ich seh im Geist einen Raum,
Ein einziges Zimmer birgt all mein Glück,
Meiner Sehnsucht schönsten Traum.*

*Vier Menschen bilden all mein Glück,
An die ich immer muß denken.
O lieber Heiland, wann darf ich zurück?
Wann willst du dies Glück mir schenken?*

*Vier Menschen sind's, wie bin ich so reich:
Mein Mann, mein Kind – meine Freunde –
Meine alten Eltern – Gott schütze euch
Und behüt euch vor allem Leide.*

Diese Verse sind über siebenzig Jahre alt. Sie stammen aus einem Brief, den Irene Wiebe im Januar 1934 an ihren Mann Abraham in Chortitza geschrie-

ben hat. Sicher handelt es sich um keine poetische Glanzleistung, aber darum geht es in diesem Zusammenhang auch nicht. Wichtig ist etwas ganz anderes. Gleich den täuferischen Liedern der Anfangszeit wird dieses Gedicht zum Medium, in dem sich Leid und Liebe mit nie endender Hoffnung auf ein Leben jenseits der Gefängnismauern verbinden. Und doch gibt es einen entscheidenden Unterschied. Während die gefangenen Täufer sich mit ihren Liedern auf den Tod vorbereiteten und in den Himmel sangen, träumt Irene Wiebe davon, doch noch so etwas wie irdisches Glück zu finden. Für die zu fünfjähriger Haft verurteilte Frau, die sich keines Vergehens bewußt war, bestand es darin, geliebte Menschen wiederzusehen und in ihrer Nähe leben zu dürfen. Ihre Träume sollten sich nur bedingt erfüllen. Als Irene Wiebe am 23. Juli 1939 nach einer Odyssee durch viele Lager nach Chortitza zurückkehrte, fand sie zwar ihren unterdessen siebenjährigen Sohn Walther und die alten Eltern vor, nicht jedoch ihren Mann Abraham, der ein Jahr vor ihrer Heimkehr verhaftet und, wie sich erst 1990 herausstellte, am 15. Oktober 1938 hingerichtet worden war. Irene Wiebe erfuhr dies nicht mehr. Sie war 1982 in Petershagen bei Berlin gestorben.

Die Lebensschicksale der insgesamt acht Frauen, die Peter Klassen in seinem Buch erzählt, sind individuell, und doch ähneln sie sich in ihrer zumeist unbittlichen Härte. Sie zeugen vom steinigen Weg und Überlebenskampf einzelner Frauen im Kontext schlimmster Lebensverhältnisse, sei es im stalinistischen Rußland oder unwirtlichen paraguayischen Chaco, dem Frauen wie Margaretha Ginter (S. 15–37) und Justina Wiens (S. 41–61) erst die Lebensgrundlage für sich und kommende Generationen abtrotzen mußten. Dabei ist nicht nur an schwere Arbeit zu denken, sondern auch an Armut, Krankheit und Tod unter brennender Sonne. Als Susanna Isaak (S. 65–98) 1931 nach Fernheim kam, hatte gerade eine Typhusepidemie ihre Opfer gefordert, die in der ganzen Kolonie 94 Menschen dahinraffte. Die Lebensverhältnisse, die die ausgebildete Krankenschwester antraf, gestalteten sich im Chaco zwar gänzlich anders als in Rußland, ohne jedoch ihren lebensbedrohlichen Charakter zu verlieren. Susanna Isaak gehörte zu jenen, die die Herausforderung annahmen und mit aller Kraft daran arbeiteten, die Lebensumstände der Gemeinschaft zu verbessern. Als »Schwester Suse« trug sie wesentlich mit dazu bei, daß die medizinische Versorgung gewährleistet war. Eine Apotheke wurde eingerichtet und später ein Krankenhaus gebaut, das noch nicht ganz fertig war, als 1932 der Chacokrieg ausbrach. Für einen Leser, der das alles nicht am eigenen Leibe erfahren hat, ist es nahezu unmöglich, sich in Lebenssituationen hineinzusetzen, wie Susanna Isaac sie erlebte und zumeist in Zusammenarbeit mit anderen meisterte, angefangen bei der Amputation eines

Beines bis hin zu schwierigen Geburten und der Sorge um ein ausgesetztes Indianerkind, dessen Leben sie rettete. Wie schaffte sie das alles? »Unsere einzige Hoffnung war das Gebet«, habe sie im Mennoblatt einmal geäußert, es sei für sie, so Peter Klassen, immer Zuflucht und unerschöpfliche Kraftquelle gewesen (S. 95). Myrtle Unruhs Lebensgeschichte (S. 173–193) führt über ihre Verdienste als Hauswirtschaftslehrerin hinaus an ein schwieriges Kapitel mennonitischen Lebens und Wirkens im Chaco heran, das schon im Kontext von Susanna Isaaks Geschichte anklang. Gemeint ist der Umgang mit jenen Menschen, die dort bereits lebten, bevor die Mennoniten eintrafen und sie in ihre Lebens- und Glaubenswelt einzubeziehen versuchten. Um 1960 sei den verantwortlichen Leitern sowohl der Mission als auch der Kolonien klar geworden, »daß für diese nun kulturell entwurzelten Indianer etwas Entscheidendes unternommen werden müsse« (S. 185). An Myrthle Unruhs Engagement fällt auf, daß sie sich besonders der betroffenen Frauen annahm, deren Lebensordnung eine völlige Umwertung erfahren hatte, indem die einst herrschende matriarchalische Ordnung durch fremde Einflüsse in eine patriarchalische umgewandelt worden war.

Wenn es etwas gab, was die meisten Frauen zusätzlich extrem belastete, dann waren es die vielen Schwangerschaften, die sie zu allen Entbehrungen in Kauf nehmen mußten. Eine belastende Situation, die letztlich auch dazu führt, so Margarete Kliewer (S. 121–168), daß die Kinder nicht richtig versorgt werden konnten. Sie versuchte Abhilfe zu schaffen, indem sie unter anderem einen Kindergarten anregte und Wochenendkurse anbot, in denen es um Familie, Kinderpflege und Hauswirtschaft ging (S. 144). Mit Margarete Kliewer, die 1939 zusammen mit ihrem Mann Dr. Fritz Kliewer und Sohn Hartmut in Paraguay eingetroffen war, hat Peter Klassen ein Frauenschicksal in sein Buch aufgenommen, an dem sich Schwierigkeiten ganz anderer Art aufzeigen lassen, die von den Mennoniten zu bewältigen waren. In diesem Fall geht es um nationalsozialistisches Gedankengut, das das Ehepaar in die Kolonie mitbrachte. Dabei hatte alles recht harmlos angefangen. Friedrich Kliewer, der 1934 von Paraguay aus für einige Jahre nach Deutschland gegangen war, um sich fortzubilden, kam nicht nur mit dem Dokortitel, sondern auch mit einer mennonitischen Frau zurück, die als Oberschullehrerin ausgebildet war. Wenn sie sich nun in Paraguay als »Boten unseres lieben Mutterlandes« (S. 138) verstanden, so schloß das Gedankengut ein, das fern von Deutschland keineswegs von allen wohlwollend aufgenommen wurde. Es kam zu Spaltungen, die sich nicht allein mit neu eingeführten Moden an der Schule erklären lassen. Die »Völkischen« um Kliewer und seine Gegner, die »Wehrlosen«, trennten mehr als Tänze und Marschlieder.

Sicher war der Nationalsozialismus die brisanteste ideologische Herausforderung für die Mennoniten. Es gab jedoch noch eine Menge anderer Schwierigkeiten, die an den Fundamenten rüttelten. Nicht alle waren bereit, sich dem unerbittlichen Überlebenskampf in seiner ganzen Härte zu stellen. So erfährt der Leser beispielsweise, daß die Kolonie Fernheim in den ersten Jahren ihres Bestehens von schweren Krisen geschüttelt und durch Abwanderungsbewegungen zeitweilig an den Rand ihrer Existenz gebracht worden sei (S. 88). In Rußland wiederum hatte der von kommunistischer Seite propagierte Atheismus den Mennoniten zu schaffen gemacht. Erst Irene Wiebe habe ihren späteren Mann Abraham wieder auf den rechten Weg gebracht, nachdem er sich während seines Studiums vom Christentum entfremdet hatte (S. 204). Eine sehr individuelle Facette, die jedoch zeigt, wie stabilisierend Frauen in vielerlei Hinsicht wirken konnten. Dies gilt auch für Katharina Sawatzky (S. 247–277), die es in grenzenloser Selbstüberwindung schaffte, im Chaco jenem Glaubensbruder die Hand zu reichen, von dem ihre Mutter in Rußland einst angeschwärzt und in den Tod getrieben worden war, nur weil sie für ihre hungernden Kinder einige am Wegrand liegende Maiskolben eingesammelt hatte (S. 259). Indem Katharina Sawatzky diesem Mann vergab, entsprach sie nicht nur den Wünschen ihrer verstorbenen Mutter und entledigte sich darüber hinaus einer persönlichen Last, sondern setzte mit ihrer Selbstüberwindung gleichzeitig ein Zeichen jener Glaubenstreue, die mennonitische Gemeinschaft konstituiert.

Die von Peter P. Klassen zusammengestellten Lebensberichte enthalten neben erfahrenem Leid aller Art auch Lichtblicke. Es sind die kleinen Freuden, die den Alltag erträglich machten. Dabei konnte es sich um ein Lebensmittelpaket handeln, das die Not lindern half, aber auch um ein gewaltiges Froschkonzert oder den Reiz landschaftlicher Schönheit. Klassens Buch ist in weiten Teilen ergreifend, wenn auch nicht immer ersichtlich ist, wo die Grenzen liegen. Aus welchen Quellen schöpfte er im jeweiligen Einzelfall? Wohl gibt es immer wieder Hinweise auf vorhandene Briefe und geführte Gespräche, dennoch wäre eine eindeutige Trennung zwischen dokumentiertem und interpretiertem Leben wünschenswert gewesen. Katharina Klassens (S. 101–117) Lebensgeschichte »op Plautdietsch« vorzustellen, ist sicher eine originelle Idee, die jedoch ihren Tribut fordert. Der dieses Dialektes nicht recht mächtige Leser könnte sich entschließen, den bequemeren Weg zu gehen und Katharina Klassens Lebensgeschichte einfach zu überschlagen – was schade wäre.

Marion Kobelt-Groch